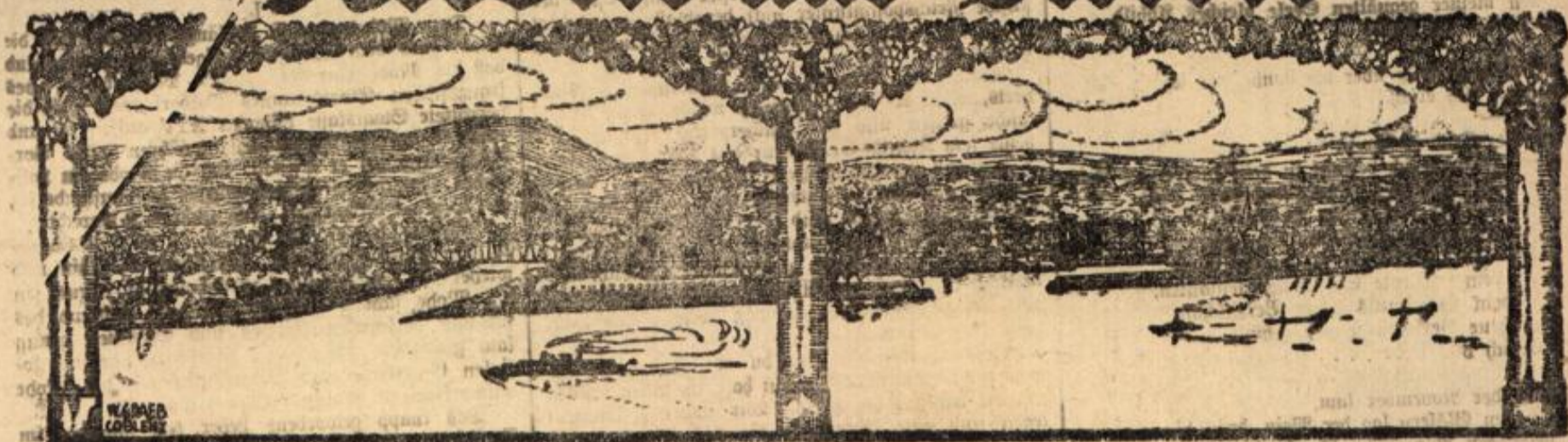


# Rhein und Lahn



Nummer 37

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Gust. W. B. G. G. G.

Sonntag 21. November 1920

Druck u. Verlag: Buchverlag Dr. G. G. G.  
(Inb.: Dr. G. G. G.; Druck u. Verlagsanstalt)

2. Jahrgang

## Der Sonntag

Dein Sonntag sei eine freie Tat!

Er sei nicht ein Tag der schönen Form und Formel, nicht von Regeln umzäunt, nicht nur Uebersetzung der Gewohnheit, sondern edle, feine tiefste Bewusstheit, die in ihrem Besten, im Göttlichen mündet! Er sei nicht ein Tag nach dem äußeren Befehl, sondern nach deinem innersten!

Ein Tag, an dem man nicht anders kann, als im Tiefsten Sonne und Quelle zu sein, Freude und blühender Baum!

Er sei der Tag, an dem man nur nach seiner Liebe und sich selbst nach seinem Besten fragt und nicht Mensch als ein Mensch.

Er ist der Tag des Herzens.

Der Tag der freien Einheit, der innersten Heiligkeit oder des heißen, bestiegenden Wollens zu ihr.

Er sei der Tag, an dem man auf den Verborgenen hinter dem Sichtbaren neue Kraft und Weisheit sich schöpft für die Meisterhaft des Lebens! Jeder in seiner Wahrheit und seiner Sehnsucht! Am Sonntag zeigt es sich, wer wirklich ein freier Mensch ist, edel und gut und aus seiner Tiefe spricht: Ich kann nicht anders! Der da ein Herr ist und lauterste Fröhllichkeit, fröhmende Liebe und reine Schönheit.

Am Sonntag zeigt es sich, wer du bist.

Dieser Tag zeigt, ob du noch Höhe in dir hast, sonnenumjubelt, himmelnahe, oder ob du nur bist die nützliche Flachheit und ein aufgeregter Weg!

Der Tag zeigt, ob das Göttliche dir Phrase oder Erlebnis ist! Und weiter wird an diesem Tag offenbar, ob du verhältst zu ruhen, zu feiern, dich im Göttlichen und in deiner Liebe und dir selbst zu sammeln. Denn das ist die Wahrheit: nur wer versteht zu ruhen und zu feiern, versteht zu werden und zu wirken, als ein Ganzer zu lassen und voller Freude! —

Menschen, die wie eine Maschine über den Sonntag hinweglaufen, sind auch im Alltag nichts als Maschine, deren Gang immer langsamer wird und die von außen her „aufgeschüttet“ bekommen müssen, bis eines Tages irgendwo eine Feder zerbricht oder ein kostbares, unerzählliches Rädchen zerbricht. Gerade die Vielen und Allzuvielen müssen aus der Maschinenmäßigkeit herausgehoben werden. Jeder bewusste Sonntagsfeier muß dazu helfen! Regierende und Regierte müssen da ein Werk tun, welches das Werk des Friedens ist!

Mit Gesetzen ist dem freiesten Tage und seiner Tiefe nicht nahe zu kommen! Nur die innerlich Freien, die „Ungezwungenen“, die „Heiligen“ können seine Schönheit erlösen und seine Schale mit Inhalt füllen, daß er für alle ist ein Segen, dessen wir nie so bedürftig wie jetzt! Taumelnde Menschen sehen nicht die Blüten am Wege, sondern zertriten sie mit rohem Fuße, und ihr Gelächter ist feind allem heiligen Gefühle!

Der Sonntag zeigt, ob ein Volk noch Ehrfurcht kennt und seine Ziele weiß.

Der Sonntag ist der Tag der untrüglichen Einschätzung für das Ganze! Wer am Sonntage nicht zu sich selber kommt, hat keinen Sonntag gehabt. Das Gleiche gilt von der Gesamtheit.

Ein Volk, das im edlen Sinne keinen Sonntag mehr hat, ist im Verfall!

## Kloster Schönau

Von J. Danner, Braubach.

Als ich vor vielen Jahren eine Fußwanderung von Lorch am Rhein nach Nassau an der Lahn machte und bereits das wunderbare Wispertal hinter mir hatte, fiel mir auf dem Plateau bei Espenschied und Welterod in einer anmutigen Talenkung ein großer Häuserkomplex auf, der an die befestigten Festungen früherer Jahrhunderte erinnerte. Hohe Mauern umgaben die Häuser, in deren Mitte man eine Kirche und ein mächtiges Klostergebäude gewahrt. Ich staunte, als ich erfuhr, daß hier inmitten einer ganz evangelischen Gegend, noch eine Klosterkirche und eine Klostergemeinde, wenn auch nicht aus Ordensleuten, bestand.

Es ist Kloster Schönau, vor dem ich damals weilte und dem ich hier wenige Zeilen widmen will. Dank der Liebeshuldigung des amtierenden Pfarrers wurde mir im Kloster ein Einblick in die Wunder der Vergangenheit gewährt, einer Zeit, in welcher noch frommer Sinn und gemeinsamer Glaube Denkmäler schufen, die Jahrhunderte trocken und die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Nachwelt verdienen.

In der nachmaligen Vogtei Schönau war eine Burg, genannt Löpern oder Lipporn, die das Stammhaus der Herrn von Nassau gewesen sein soll. Hier soll sich das aus der Schweiz gekommene Geschlecht niedergelassen haben, um später nach Laurenburg überzusiedeln. Ein Nachkomme dieses Geschlechts, der Graf Ruprecht von Laurenburg, stiftete in Gemeinschaft mit dem Abt Hilbelin im Jahre 1125 das Benediktinerkloster Schönau — unweit Lipporn — und übergab es im Jahre 1132 an den Bischof von Mainz. Der Stifter hatte dabei nicht allein für sich und seine Familie das Vogtrecht und Patronat ausgehalten, sondern auch freie „Akung“ im Kloster für Herrschaft und Diener und ferner auch eine „Hundeakung“. Im 18. Jahrhundert erst hat das Kloster sich durch einen Rechtsstreit von dieser Belastung befreit.

Fast gleichzeitig mit der Errichtung der jetzt noch vorhandenen Gebäude des Männerklosters ward auch in der Nähe ein Nonnenkloster erbaut, in welchem die heilige Elisabeth von Schönau, eine Schwester des Abtes Egbert von Schönau, im Jahre 1165 als Oberin starb. Im Jahre 1607 ließ der Graf Ludwig von Nassau dieses Kloster aufheben, seine Gebäude wurden abgebrochen und die Güter dem Männerkloster Schönau überwiesen. Ueber das Leben der gottbegnadeten Seherin Elisabeth, die bereits mit 12 Jahren (1141) ins Kloster eintrat, wo sie 24 Jahre weilte und durch

ihre mystischen Schriften bekannt wurde, haben die nassauischen Forscher Nebes und Roth Aufzeichnungen gemacht; im Jahre 1900 wurde von dem Monsignore Jbach aus Bismar ein Werkchen herausgegeben, das ein umfassendes Bild des Wirkens der Heiligen gibt. Ihr Leichnam wurde seinerzeit in der Klosterkirche beigesetzt, wo ihr Haupt noch heute aufbewahrt wird.

Das Kloster Schönau gelangte durch reiche Zuwendungen zu großem Landbesitz, der sich bis in die Moselgegend erstreckte; über ein halbes Hundert Gehöfte sollen sein Eigentum gewesen sein. Die Ordensleute zeichneten sich aus durch große Freigebigkeit und Gutsfreundschaft, sowie durch Förderung aller kulturellen Aufgaben. Der Reformation leistete das Kloster erfolgreichen Widerstand; es blieb erhalten, obschon alle zur Vogtei gehörigen Ortschaften den neuen Glauben annahmen. Von den Schweden wurde es im Jahre 1632 schwer heimgesucht, und die Klosterleute mußten nach Wesel fliehen. Damals haben es noch einmal die Fürsten von Nassau gerettet; allein im Jahre 1803, bei der allgemeinen Säkularisation, war niemand vorhanden, der für sein Fortbestehen mit Erfolg eingetreten wäre, so wurde es denn aufgehoben und seine Bewohnungen kamen an das Haus Nassau-Weilburg, das jedoch aber nur 63 Jahre dieses reichen Besitzes erfreuen konnte. Der im Jahre 1803 schon altersschwache Abt des Klosters, Dr. Klein, erhielt eine Pension von 6000 Gulden aus der nassauischen Kasse jährlich; er starb in Kreuznach. Sein Prior aber wurde der durch die Aufhebung entstehenden Diasporagemeinde als Pfarrer vorgelegt, während die übrigen Pates teils in der Seelsorge auswärts verwendet wurden und teils in die Heimat zurückkehrten.

Im Jahre 1723 brannte ein großer Teil des Klosters und der Kirche nieder, wobei viele Kunstschätze und Urkunden verloren gingen. Das Feuer soll in Turme der Kirche entstanden sein, während die Mönche nach dem benachbarten Strüth geifit und bei dem dort wütenden Feuer mit Rettungsarbeiten sich beschäftigten. Von der Kirche blieb das schöne gotische Chor erhalten, an das ein dem damaligen Stil entsprechender hoher und einschiffiger Bau angegliedert wurde, der vor etwa 20 Jahren in prächtiger Weise restauriert und ausgemalt worden ist. Ein Coblenzer Künstler namens Baith soll die herrlichen Malereien in der Kirche ausgeführt haben.

Von dem Klostergebäude ist noch die geräumige Prälatenwohnung, welche für den jeweiligen Pfarrer bestimmt ist, und Teile des Kreuzganges, des sogenannten Nonventrflügels, in welchem sich die Schule und Lehrerwohnung befindet, erhalten. Im Kreuzgange steht die lebensgroße Statue des hl. Benediktus mit einem Engel. An das Kloster schließen sich noch ausgedehnte Gärten an, die bestens in Stand gehalten werden.

Als im Jahre 1803 die Säkularisation stattfand, fand der Rechtsnachfolger, der nassauische Staat,

mühte und die jetzt noch erhalten wird als katho-  
lische Schule auf Kosten des jetzigen Eigentümers  
des Klosterwesens, des Staates.

### Rosenknospe im November

Rotturmo für S. R. von O. R.

Du meiner gequälten Seele bleiches Abbild,  
wie ich dich liebe! —

Lenzwind strich über die Lippe, als ich  
guerst dich ersah.

Da —  
mollt ich dir zuschreien  
wie berauscht ich versank in dein knospendes Sein  
in dein wallendes, ebenerwachendes Blut,  
deiner Glieder elastische Herbitheit  
deiner Wangen bräunliche Sanftheit  
deiner Augen tränenheiße, dunkle Glut  
und deiner Worte Schlittenglockenläuten,  
die dein Geheimnis süßer Bereitschaft  
in scheus Verschwiegenheit geküllt —  
wie ich dich liebe . . .

Und der November kam.  
In den Gläsern lag der Wein, dran die  
behäbigen Bürger im Dunste der Zigarren  
sahen — und zwei Mädchen  
sangen gräulich falsch Duett.

Da verließ ich den Saal, zu kühlen  
die heiße Stirn — und da traf —  
Zusammenprall verirrter Meteore gleich —  
sich unsre Bahn zum zweiten Mal.

Da  
brach wie flutend Licht dein süßes  
herbes Lächeln in meine Nacht,  
da überkam mich jäh ein schauernd Ahnen  
wie süß an deinem Hals Umarmung sei,  
wie wollt ich da  
dir deine Hände brünstig fassen!  
Doch neben dir dein junger Freund  
führt dich hinweg. Unschlüssig schreiest du wieder  
und gungst dann in den Saal zurück  
und liegest mich allein.  
Und in die Wolken stieg ein stummer Schrei  
und kreisend blieb dein Abglanz  
meinen Nächten . . .

### Der Reichspostminister hat seinen Ausweis verloren

„Deutsche Allgemeine Zeitung“ vom  
27. 10. 1920: Der für das Mitglied  
des Reichstags Herrn Reichspostmini-  
ster Wiesberts am 17. Juni 1920 aus-  
gefertigte Ausweis Nr. 136, gültig zur  
Fahrt auf allen deutschen Eisenbahnen,  
ist dem Inhaber abhanden gekommen.

Nur ist der Herr Reichspostminister ungeheuer  
sympathisch — er ist der einzige Mensch, dessen  
Ware nicht teurer geworden ist: seine Zehn-  
marken kosteten 1920 trotz aller Teuerungen nicht  
mehr als die Groschenmarken des seligen Reichspost-  
meisters Stephan.

Als ich Herrn Wiesberts das letztmal sah, war  
es auf der Titelseite einer illustrierten Zeitschrift.  
Im Begriff, in ein Reichspostflugzeug zu steigen,  
stand er da im Fliegerpelz, die Sturzhelme auf dem  
Haupt — achtungsgebietend, groß und stark. Wie  
einer, der noch ein viel größeres Defizit auf seinen  
breiten Rücken nehmen könnte.

Und nun siehe da . . . nun zeigt sich, daß der  
Herr auch seine kleinen menschlichen Schwächen hat.  
Es ist ihm etwas „abhanden gekommen“, wie das  
offizielle Blatt schonend sagt. Ins gerade Deutsch  
übersetzt: Seine Exzellenz haben etwas verloren, der  
Herr Minister ist zerstreut gewesen, er hat seine Frei-  
fahrkarte verbummelt, und die „Deutsche Allgemeine  
Zeitung“ setzt das nun sozusagen offiziell vor den  
Augen der ganzen Republik in seine Konduite . . .

Ein Lächeln geht über die würdigen Amtsg-  
lächter der 397 000 Postbeamten Deutschlands, und  
wenn ich morgen meinem Briefträger vorwerfe, daß  
er eine Postkarte für mich verächtlich eine Treppe  
tiefer bei Fräulein Wieschen abgegeben hat, dann  
wird er sich hinter dem Ohr kratzen und mir vor-  
halten, daß sogar dem Herrn Postminister selber  
auch einmal etwas Menschliches passieren könne.

Abend in der Stadt  
wies abhändig gemacht haben? War es die Nach-  
tat eines gewissen Telephonbesizers, der die Fern-  
sprechkautium nicht aufgebracht hatte?

Der Schlauberger fährt jetzt im Lande herum,  
weist an der Perronsperre den ministeriellen Aus-  
weis vor, die Schaffner neigen sich tief zur Erde,  
rufen die Tür zum Coupe erster Klasse auf, der  
falsche Reichspostminister nicht herablassend mit dem  
Kopfe und wirft sich dann gratis und franko in die  
Polster.

Statt seiner muß nun der bedauernswerte Wies-  
berts, wenn er seine Dienstreife macht, in die Brief-  
tasche greifen und die Bucherpreise bezahlen, die  
heute sein Kollege Gröner für das Reisen auf seiner  
Dezidbahn verlangt. Herr Wiesberts wird natür-  
lich mit gutem Sparsamkeitsbeispiel vorangehen und  
dritter Klasse fahren, und wer weiß, wozu das gut  
ist. Auf diese Weise kommt Seine Exzellenz wieder  
einmal unter das Volk, und erfährt vielleicht ein-  
mal, wie das über falsche Telephonverbindungen  
und Telegomme denkt, die von Leipzig nach Halle  
zwei Tage brauchen.

Lieber Zeitgenosse, der du den Fahrkartenaus-  
weis des Postministers geklaut hast; im stillen drücken  
wir dir dankbar die Hand. Wir wollen zuammen-  
legen und eine Ehrengabe für dich stiften, wenn  
du der Reihe nach auch den anderen Ministern die  
Fahrtkarten abhandeltommen läßt, damit sie ein-  
mal aus der idyllischen Isoliertheit des Erste-Klasse-  
Couples, mit der St. Bürokratie an den Bescheu-  
den seiner Mitbürger vorbeifährt, herausgerissen  
werden. Warum od Raschid, der unerkannt durch  
Bagdads nächtliche Straßen schritt, um zu erfahren,  
wo seine Untertanen der Schuh drückt, wäre ein  
Vorbild, dem nachzueifern keinen republikanischen  
Minister schänden würde.

### Schrifttum

Goethe-Anekdoten.

Aus dem Insel-Almanach 1921.  
Goethe, Jean Paul und das Sauer-  
kraut

Goethe als zuweilen bei der Herzogin Amalie in  
Tiefurt zu Mittag. Er beschwerte sich, daß der dor-  
tige herzogliche Mundkoch Gullon so oft Sauerkraut  
vorsetze. Eines Tages, da man ihm wieder Sauer-  
kraut aufgesetzt hatte, stand er voll Verdruß auf  
und ging in ein Nebenzimmer, wo er ein Buch auf-  
geschlagen auf dem Tische liegen fand. Es war ein  
Jean Paulscher Roman. Goethe las etwas davon,  
dann sprang er auf und sagte: „Nein, das ist zu  
arg! Erst Sauerkraut, und dann fünfzehn Seiten  
aus Jean Paul! — das halte aus, wer will!“

### Goethe als Rezitator

Johann Schopenhauer erzählt: Bei Goethes  
wars den Abend ganz allerliebste, er hatte einige  
junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamieren  
läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen  
und las mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten,  
ein Stück voll Laune und Humor, „Die Mitschul-  
digen“ betitelt, vor. Er hatte selbst die Rolle eines  
alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir  
zu Ehren geschah, sonst tut er das nicht. Ich habe  
n'e was Ähnliches gehört, er ist ganz Feuer und  
Leben, wenn er deklamiert, niemand hat das Ro-  
mische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischen-  
durch meisterte er die jungen Leute, ein paar waren  
ihm zu kalt: „Seid ihr denn gar nicht verliebt?  
Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahre  
alt, und ich kanns besser!“

### Eine launige Ehrung.

Nach der Aufführung eines Stückes von Zacha-  
rias Werner sah man bei Adele Schopenhauer zu  
Nacht. Die Frauen nahmen an einer improvi-  
sierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren  
Telleren herum. Für Goethe und Werner waren  
zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen  
auf dem Tische stand ein wilder Schweinkopf, von  
welchem die Wirtin schon des Tages zuvor gegessen;  
in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen  
großen Kranz von Lorbeerblättern die Ausschnitt-  
wunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen  
Schmud erblickend, mächtig seine Stimme, und rief  
dem, bekanntlich sehr zornischen und nicht immer  
sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte  
Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!“ Und

er nahm dem wilden Schweinkopf seinen Kranz  
und setzte ihm den Dichter der „Wanda“ auf den  
Kopf.

### Vom Wesen und Zweck der Mode

Von unserer hauswirtschaftl. Mitarbeiterin  
I.

Dem Modekenner ist es längst bekannt, daß die  
Mode stets dem Besten aufgedrängt wurde und  
daß die Mode eine der klugen Maßnahmen des  
französischen Staatsmannes Colbert war, die die  
verrottete Staatskasse Ludwigs XIV aufzufrischen und  
einer stetigen Einnahmequelle zuführen sollte. Vor-  
auschauend hat er erkannt, daß die Mode ein poli-  
tisches Machtmittel werden würde, das imstande sei,  
die Welt zu beherrschen. Und nicht mit Unrecht.

Volkswirtschaftler und wohnwirtsch. Volkswirt  
dünken haben seit dieser Zeit über den hin und  
wieder verneintlich überhandnehmenden Luxus in  
der Mode ständig geeifert, und auch während des  
für uns verlorenen Krieges sind Stimmen genug  
laut geworden, um auf die wirtschaftlichen und so-  
zialen Gegensätze und Widersinnigkeiten der Mode  
aufmerksam zu machen. Was half's.

Das knapp gewordene Leder, das ständig im  
Preise stieg und den Erwerb guter Schuhe fast zur  
Unmöglichkeit machte, wurde zu hohen Schäften der  
Damenschuhe, zu Einfassungen an Kleidern, Knöp-  
fen, Hüten und dergleichen übermäßig verwendet,  
und bei der Stoffknappheit wurden haushige Klei-  
der, weite Halseln bevorzugt und von der Mode  
gefordert, obchon von Zweckmäßigkeit keine Rede  
war. Man hätte aus den hohen Leder-  
schäften der Damenschuhe ein zweites Paar Schuhe,  
aus der Stoffvergeudung noch ein Kinderkleid ma-  
chen können. Der Kritiker jedoch, der auf diese  
Weise den Widersinn erkennt, bestätigt, daß er  
keine Ahnung vom Wesen der Mode hat. Die  
Kritik, die an den seltsamen Modeschöpfungen und  
Erscheinungen geübt wird, hat mit Vernunft und  
Zweckmäßigkeit nichts zu tun, und viel zu oft wird  
ein falscher Maßstab bei dem allzusehnell gefällten  
Urteil angelegt.

Dennoch hat die Kleidung Zweckmäßigkeitsauf-  
gaben, wogegen die Mode mit der Zweckmäßigkeit  
gar nichts zu tun hat. Darin sind sich Tracht und  
Mode eben gleich. Ihre Zweckmäßigkeit ist ein  
viel zu nüchterner Begriff, um vom Spießbürger-  
tum domensprechend aufgefakt zu werden.

Aber auch selbst die Herrenkleidung will nun in  
einem gewissen Grade zweckmäßig sein, obchon sie  
in ihrem Modeausdruck nicht die großen Züge der  
weiblichen Bekleidung gemein hat. Wer will be-  
streiten, daß bei der Knappheit des Seifen- und  
Stoffmaterials das Tragen von Oberhemden mit  
festen Stulpen unzweckmäßig und widersinnig ist.  
Wer denkt daran, Breitreifen und Röllchen zu tragen,  
weil die Mode sie ablehnt. Und wenn die Herren-  
taghemden und der Waschlohn noch teurer werden,  
getragen werden sie dennoch, weil die Mode sich  
nicht darum kümmert, ob Zweckmäßigkeitsgründen  
mitreden oder nicht.

Noch zu keiner Zeit sind so viel gelbe und  
braune und mit hellfarbigen Ledereinsätzen sowie  
Lacklederschuhe getragen worden wie in den letzten  
Jahren, obchon sie zu fabelhaften Preisen erzwun-  
gen und die Erhaltungsmittel ebenfalls schwer er-  
standen werden mußten. Die Ärmel an den meist  
hellfarbigen Kleidern werden jetzt wieder bis zum  
Ellbogen getragen und, um den Arm zu bedecken,  
müssen lange teure Handschuhe zur Ergänzung der  
Bekleidung des Unterarms getragen werden. Die  
Mode in ihrer Baunenhaftigkeit will es so, weil  
sie im ständigen Wechsel der Gegensätze allein für  
Abwechslung sorgt, die nun einmal von der mensch-  
lichen Seele als Bedürfnis verlangt wird.

Die Mode, die in ihr in ganzen Wesen nach  
scheinbar regelloser Willkür schafft, ist dennoch viel  
zu viel an eherner feilscher Gesetzmäßigkeit gebunden.  
Ihr tieferer Sinn ist seit langem gefunden und  
anerkannt. Immanuel Kant, als Verteidiger der  
vielgelästerten weiblichen Eitelkeit, sagt: Die den  
Frauen so häufig vorgeworfene Eitelkeit ist ein An-  
trieb. Annehmlichkeiten und guten Anstand zu  
zeigen, ihren nuntern Wit spielen zu lassen, in-  
gleichen durch die verändlichen Erfindungen des  
Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu er-  
höhen. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes  
für andere, sondern vielmehr, wofür es mit Ge-  
schmack geschieht, soviel Anzug, daß es sehr unge-  
-

zogen ist, mit nichtigem Tadel loszusprechen. Und so ist es auch der Diplomatin Mode gelungen, immer wieder im Werbe- und Liebespiel den stetigen Wechsel des Lebens zu begründen, wobei letzten Endes bei den meisten Frauen hauptsächlich das erotische Gefühl bestimmend ist.

So bildet sich also in ihren Folgeerscheinungen das Wesen der Mode zu einer gewissen Zweckmäßigkeit, als „Mittel zum Zweck“ heraus. Und somit ist es auch folgerichtig, dass, wenn man jede Modeschwankung und die zeitweise damit zu Tage tretenden Torheiten, sowie die Auswüchse der Mode ein Widersinn ist, sie zu bekämpfen.  
(Schluß folgt.)

### Mädchen, die man nicht heiratet

R. „Die hübschesten Mädchen bleiben immer sitzen“ — diese Aeußerung, die man nicht selten hören kann, ist natürlich unrichtig. Aber schon die Tatsache, daß so etwas gesagt wird, beweist, daß es nicht Schönheit allein ist, die das Mädchen in den Hafen der Ehe führt. Zweifellos heiraten viele hübsche Mädchen nicht, weil sie zu hohe Ansprüche machen oder weil ihre ganze Art ihnen das Kennenlernen des „Richtigen“ erschwert. Wenn man die jungen Damen seines Bekanntenkreises am geistigen Auge vorbeiziehen läßt und die Gründe dafür erwägt, warum die eine heiratet und die andere nicht, so findet man kein bestimmtes Gesetz. Es bleibt ein Geheimnis, das im tiefsten mit der Individualität der einzelnen Frau zusammenhängt. Zwei Typen von Frauen gibt es, die sicher heiraten. Der eine ist die ausgesprochene „Männerfängerin“, die von Anfang an nur das eine Ziel verfolgt zu heiraten. Sie spart keine Mühe, sie kleidet sich, sie tanzt, sie spielt, sie besucht Gesellschaften aus keinem anderen Grunde, als um sich einen Mann zu ergattern, und ihre Kraftaufwendung wird immer belohnt, denn sie packt zu, wenn sich etwas bietet, ist nicht wählerisch und ist bald unter der Haube. Der zweite Typ der Frauen, die immer heiraten, ist das Mädchen, das ganz ohne Nebenabsichten sich in männlicher Gesellschaft wohl fühlt. Sie entfaltet nur in Gegenwart des stärkeren Geschlechts ihre Reize, erwacht gleichsam erst zum Leben, wenn sie sich unter Herren befindet, sie ist dem Mann eine gute Gefährtin und gleichsam zur Ehe vorausbestimmt. Neben diesen beiden Klassen von Frauenpersönlichkeiten gibt es aber eine große Anzahl von Mädchentypen, von denen sich nur eine gewisse Anzahl verheiratet. Das sind die häuslichen Mädchen, die Sportdamen, die Geschäftsfrauleins, die Gesellschaftsdamen usw. Viele von diesen begehen den großen Fehler, daß sie nur paarweise oder sogar halbwegs auftreten. Solche Mädchen, die stets eine Freundin bei sich haben oder von einem ganzen Kreis von Genossinnen umgeben sind, erschweren sich selbst die Heiratsmöglichkeit. Sie haben so innige Freundschaften unter den Wesen des gleichen Geschlechts, daß sie einem Manne keine Gelegenheiten geben, in nähere Beziehung zu ihnen zu treten. Mädchen, die keinen Mann finden, sind diejenigen, die sich in jeden, ohne Ausnahme, verlieben. Man findet diesen Typus immer wieder, der leicht entflammbar ist, aber dessen Flamme keine Stetigkeit besitzt. Solche Mädchen haben stets neue Verwunderer, aber bevor der Erwählte sich mit seinem Antrag herausgewagt hat, sind sie bereits bei einer anderen Schwärmerin, und der Mann mit ernstlichen Absichten hat das Nachsehen. Auch die immer häufigere Betätigung der Frau in einem bestimmten Beruf kann ihr beim Heiraten hinderlich sein. Sie fühlt sich ganz selbständig, sie lernt zuviel von dem Ernst des Lebens kennen, und so steigen ihr immer mehr Bedenken auf, die sie von einem frischen Zugreifen abhalten. Wir alle kennen den Mädchentyp, dessen Liebe „zu hoch geht.“ Während sie ihren Idealen nachträumt und auf einen Märchenprinzen wartet, überfließt sie die mannigfachen Gelegenheiten, die sich ihr zu einem stillen Erdenglück bieten. Besonders sind es „schöne“ Mädchen, die sich in solche Träumereien verfangen, und deshalb hat das eingangs erwähnte Wort eine gewisse Berechtigung. Leider sind es nicht gerade selten die wertvollsten Frauen, die man nicht heiratet. Dazu gehören besonders jene zarten und scheuen Geschöpfe, die sich dem Manne gegenüber mimosenhaft verschließen und ihm den Mut nehmen, sich ihnen zu nähern. Diese unnahbaren Schönen haben nur in Romanen Erfolg; in Wirklichkeit werden sie alte Jungfern.

### Das gemütliche Heim

Von Frau Dr. Heim, Bad Ems

Wirft man heute einen Blick auf die Vermählungsanzeigen in unseren Tagesblättern, so fällt es auf, daß die Witwen relativ auf dem Heiratsmarkt begünstigt erscheinen. Ein Hauptgrund dieser Tatsache ist der, daß die Witwe im allgemeinen ein wohl ausgestattetes Heim in die Ehe bringt und so unter den heutigen Verhältnissen bei weitem leichter und eher als das junge Mädchen die Sehnsucht nach dem „gemütlichen Heim“, die von einem gewissen Alter an im Herzen fast jeden jungen Mannes wohnt, erfüllen kann. Die Erfüllung dieser Sehnsucht des Mannes ist aber außerordentlich wichtig für die Erhaltung des Glückes und des Friedens in der Ehe. In den meisten Fällen ist es die Ungemütlichkeit zu Hause, die den Mann ins Wirtshaus treibt. Nun darf man aber nicht glauben, daß Behaglichkeit des Heimes gleichbedeutend sei mit „Komfort.“ Es besteht ein großer Unterschied zwischen einer „komfortablen, luxuriösen“ und einer gemütlichen, behaglichen Wohnung. In vielen Fällen wird der Luxus sogar die Behaglichkeit ausschließen. Auf den Wohnungsluxus und den „Komfort“ in der Wohnung werden wir aber auch wohl noch eine ganze Weile verzichten müssen. Dem haben Teuerung, Kohlennot, Lichtnot, Brennstoffmangel und wie diese schönen Erregenschaften alle heißen mögen, einen Riegel vorgeschoben. Die Behaglichkeit unseres Heimes dagegen können wir uns auch heute noch verschaffen. Wie schon angedeutet, läßt sich Behaglichkeit nicht mit Geld allein erzielen. Wer sich sein Heim behaglich gestalten will, muß sich vor allem stets den Ausspruch eines namhaften Kulturhistorikers vor Augen halten: Gib deiner Wohnung nicht, was deiner Seele fremd ist.

Was ist es denn, was uns den ausgefuchten Luxus und Glanz in der Wohnung des Kriegsgewinners oft so lächerlich erscheinen läßt? Doch der Gegensatz zwischen dieser erkauften Wohnungspracht und dem wahren inneren Wesen ihrer Besitzer, die nicht verborgen können, daß sie sich inmitten dieses Luxus recht unbehaglich und deplaciert vorfinden. Behaglichkeit in seinem Heim kann nur der empfinden, der ihm den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt. Der bei der Einrichtung nicht nur auf die Mode oder auf den Eindruck, den sie auf die lieben Bekannten macht, achtet, sondern auf seine eigene Lebensart, Gewohnheit und Liebhaberei Rücksicht nimmt.

Das Heim gemütlich zu gestalten, war stets und ist auch heute noch an erster Stelle das Amt der Frau. Es ist heute ihr großes Verdienst, daß sie der ehelichen Zweckfüllung der Einrichtungsgeschäfte immer mehr zum Sieg verholfen hat, gegenüber dem aufgedunsenen, zwecklosen Pomp früherer Jahrzehnte. Mag sie dabei auch häufig nur der Reiznotwendigkeit folgen, die gebieterisch Vereinfachung verlangt, so darf man doch dabei nicht die größere Einsicht unserer heutigen Frauenwelt auf dem Gebiet der Hygiene wie der wahren Kunst übersehen. Die Hausfrau weiß heute, daß Licht und Helligkeit Grundbedingung für ein gesundes Wohnen sind. Darum weg mit den dicken Samt- und Blüschenvorhängen und Ubergardinen, die der Sonne den Eintritt wehren und die schlimmsten Staubfänger sind! Sie weiß, daß Schlichtheit und Einfachheit der Ausdruck wahren Kunstsinnes ist. Die vielen Nippfächer und „Säckelchen“, Markatbuletts, japanischen Krächer und Kunstblumenarrangements aber werden nie künstlerisch, ja nur Schönheitsempfinden der Bewohner solcher „geschmückter“ Räume vertragen. Darum hinaus aus der Wohnung mit allem Ueberflüssigen! Zweckfüllende Möbel, praktische Geräte, mit Geschmack und Liebe gewählt, werden dem Zimmer mehr Behaglichkeit verschaffen, als jene tausend unnützen Sachen. Dabei braucht man keine Angst vor leeren Räumen zu haben. Nichts verwischt die persönliche Note eines Zimmers mehr, als Ueberladenheit.

Gerade heute muß die Hausfrau besonderen Wert auf ein behagliches und gemütliches Heim legen. Sind wir doch bei dem teuren Leben mehr als jemals auf unser „zu Hause“ angewiesen. Wer sich und seiner Familie heute ein solches Heim zu schaffen vermag, der wird bald einsehen, wie wohl der Engländer tat, der schon lange sein Hauptaugenmerk auf eine praktische, gesunde, behagliche Wohnung gerichtet hat, getreu seinem alten Wahlspruch: „Mein Haus ist meine Burg.“

### Ehen aus der Zeit

Skizzen von D. Goebeler

Sie ging noch einmal durch die Wohnung. Hell und freundlich lagen die beiden Zimmer im Glanz der Morgensonne. Ein behagliches kleines Nest. Die neuen Möbel blühten und blinkten, Blumen blühten auf den Fensterbänken. Wenn es bloß nicht so still gewesen wäre!

Käthe zuckte. Erst elf Uhr — noch zwei Stunden, bis Max aus dem Bureau kam — noch eine Ewigkeit allein! Kein Mensch da, mit dem man reden konnte. Schrecklich! Ob man schnell mal rübersprang zur Schwiegermutter und einen kurzen Schatz hielt? Nein, lieber nicht. Die hatte vormittags immer zu tun und würde schöne Augen machen und spitze Redensarten obendrein von jungen Frauen, die morgens doch zu arbeiten hätten. Eigentlich hatte sie ja recht, es war noch allerhand zu besorgen. Im Esszimmer war noch nicht Staub gewischt. Wäsche mußte auch herausgesucht werden, und die Kartoffeln waren noch nicht geschält. Es fiel ihr noch Verschiedenes ein. Trotzdem setzte sie sich in den kleinen Sessel am Schreibtisch, legte die Hände in den Schoß und sah vor sich hin. Dieses ewige Herumhocken im Haushalt war schrecklich. Und immer dieselbe Arbeit. Geistesstehend war das.

Ihr Ernennen slog zurück. Sie sah das große, helle Kontor wieder, sich unter den Möbeln in den hellen Kleidern — ach, waren die neidisch gewesen, als der Max damals wirklich ernst machte und sie zur Frau nahm — sie sollten nur wissen! — Aber nein, das klang ja fast, als wäre sie nicht glücklich geworden, und sie war es doch. Wenn Max da war, war es ja auch gut, aber so allein sein — in dieser Stille — ja, man ging wohl jetzt wirklich — Kartoffeln schälen.

Sie lehnte sich stattdessen noch tiefer in den Sessel und blinzelte zwischen geschlossenen Lidern in das Sonnenlicht. Wunderhübsch war es eigentlich doch, ihr kleines Heim, und so als junge Frau darin zu sitzen war auch ganz reizend. Ob man bald einmal das Bild würde kaufen können, das über dem Sofa noch fehlte? Wahrscheinlich nicht, dazu war ja kein Geld da. Ihr Gesicht wurde finster. Dieses Einrichten und Rechnen war auch etwas Gräßliches. Früher war das gar nicht so nötig. War das hübsch gewesen, keine Wirtschaftsforgen, keine Hausarbeit. Man ging ins Büro und fand mittags seinen gedeckten Tisch, und abends stand Max am Tor und wartete, und man ging ins Kino oder in ein Café, und Strümpfstopfen und so etwas besorgte seine Wirtin. — Jetzt hieß es hübsch zu Hause sitzen und sich einrichten. — Käthe sah sehr unglücklich aus. — Eine Uhr schlug — sie schreckte auf. Halb zwölf — jetzt war im Geschäft bald Mittagspause — dann sahen sie oben in der Kantine und lachten und schwätzten, die Kollegen kamen auch herein, schrecklich lustig war das eigentlich immer gewesen, — was der kleine Meyer aus der Kasse immer für schöne Witze wußte — und der Buchhalter war auch so ein vergnügtes Quäntchen. Käthe lachte hell auf in der Rück Erinnerung.

Um Himmels willen, da schlug die Uhr schon wieder — halb Eins? Ja, halb Eins — jetzt mußte Max gleich da sein. Und es waren noch keine Kartoffeln geschält — und — und — ja, was war denn das, was noch denn da so schauerhaft aus der Küche? Ach du liebe Güte, der Wirtinsohl war angebrannt. Nun würde Max ja wieder schön schelten, er war so ungemütlich in solchen Sachen.

Ach, es war schrecklich, dieses Leben — sie war wirklich eine unglückliche Frau — und Käthe schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Um die Ecke herumden fuhr der Wind. Die Richter spiegelten sich flackernd in trübem Regenschatten. Einer jener ersten Herbstabende, wo man macht, daß man nach Hause kommt und sich auf warmes, helles Zimmer freut. Franz Brudner ging trotzdem langsam. Er hätte sich beeilen müssen, es sagte es sich selber. Elise wartete sicher schon, der Tisch war gedeckt, das Essen fertig, sie hatte wohl auch wieder etwas Gutes für ihn. Sie verstand sich darauf, auch heute noch unter all den schwierigen Verhältnissen. Sie hatte das von der Mutter. Diese Frauen in den kleinen Städten draußen erzogen ihre Töchter noch nach alter Art. So die echte, rechte, gute Hausfrau. — Ja, die hatte er in ihr, jetzt stand er sicher seine warmen Schuhe schauend

berest, und der Tee wartete, nicht zu stark und nicht zu dünn, sie war durchaus ein Muster, seine Elise. Die Mädels aus der Großstadt, die Mädels, die er früher gekannt, die machten ihr das bestimmt nicht nach. Die kleine Lulu zum Beispiel, oder Dolly, oder Bies schon gar nicht. Bies sich als gute Hausfrau zu denken, die Suppe kocht, Gemüse einweckt, oder Strümpfe stopft! Dolly Vorstellung. Er lachte laut auf. Bies warf ihre Strümpfe einfach fort, wenn sie Löcher hatten, und kaufte neue, das heißt, ein guter Freund kaufte sie. Bies trug auch nur Flor- und Seidenstrümpfe. Elise hatte derbe, selbstgestrickte, gute Dauerware, noch von der Großmutter her, mit „Rändern.“ Elise war sehr stolz auf ihre Strümpfe — auf ihren ganzen Wäschehaß, auch noch von Großmutter her; Bies hätte sich bestimmt halbtot gelacht über die alten Leinwand mit dem „wahnsinnigen“ Schnitt. Bies fand alles „wahnsinnig“, was nicht neueste Mode war. Ueberhaupt Bies — er lächelte voll innersten Vergnügens. Dolly keine Krabbe! Jetzt sah sie bestimmt in ihrem Lieblingscafé, rauchte Zigaretten und wartete auf einen Freund. Schade, er konnte es nicht mehr sein. Er ging — zu Elise. Aber flink mal reinschauen konnte man am Ende doch. Ob sie schon wieder einen neuen Krösus hatte? Sicher! Und wie sie die Nägel zu polieren wußte — und immer dieser heiße Duft um die ganze kleine Person —

Ob man Elise nicht auch beibringen könnte, daß Wasser und Seife allein am Ende doch nicht genügen, um eine Frauenhand hübsch und ansehend zu machen? Aber das würde sie doch nicht begreifen. Maniküre — er lachte laut auf — am Ende auch noch Frisur mit Ondulation, und ein paar Tropfen Parfameilschen, seine kreuzbrave Elise.

Stimm-donnerwetter, warum denn aber nicht, es wäre doch mal was anderes, als die ewig gleichen glattgelämmten Haare und die praktische Bluse aus Dauerstoff. Warum wollten sie es denn nicht verstehen, diese braven Bürgermädchen, daß der Mann schließlich doch noch mehr will, als ein gutes Essen und saubere Stuben. Man war doch vermöhnt worden vor der Ehe. Die kleinen Mädels hatten einen vermöhnt. Diese netten, süßen, kleinen Mädels, die zerrissene Strümpfe fortwarfen, und vielleicht keine Suppe kochen konnten, aber Schnud hatten und pilant waren und voll Schick und Charm. — Wer es eigentlich zuviel verlangt, daß die Frau Genoschin davon auch mal ein bißchen zeige? Möchten sie es sich doch selber zuschreiben, wenn man einmal wieder Sehnsucht fühlte nach — was anderem.

Und Franz Brudner ging quer über den Damm und bog in eine Straße ein, die — nicht zu Frau Elise führte.

Wie sehr sie auch rechneten, das Geld reichte nicht. Die Frau schob das Wirtschaftsbuch mit einer Art müder Resignation beiseite. „Ich hab doch nichts unnützig ausgegeben“ — sagte sie. — „Das Pfund Butter mal und das Pfund Fleisch, das mußte doch sein, die Kinder kommen ja sonst ganz von Kräften und du auch!“

„Ich mache dir ja auch keine Vorwürfe.“ — Der Mann hatte den Kopf in die Hände gestützt. Er starrte verbissen vor sich hin. — „Aber es geht doch so nicht weiter!“

„Nein, das geht es nicht, und nun noch der Steuerabzug, und dann kommen die Kohlen für den Winter — man kommt nicht durch mit dem, was du hast.“ — die Frau keuzte schwer.

„'s Beste wär, man macht ein Ende! 'n Gasbahn auf und alle weg.“ Der Mann ballte die Faust.

Aber die Frau schrie auf: „Nein, nein!“ Sie fohle seine Hand, als müßte sie ihn halten und schluchzte in sich hinein. Sie sagte: „Es gibt auch noch was anderes und ich wollte es dir schon lange sagen.“ — Es hilft doch nun mal nichts, ich suche mir 'ne Stellung.“

„Ach, Unsinn!“

„Nein, kein Unsinn!“ — Sie wurde lebhaft.

„Ich habe auch schon eine Aussicht, durch meine Freundin, auch bei ihr im Büro und nur bis Nachmittags um fünf Uhr Dienst. Und — vierhundert Mark im Monat, das riße uns heraus!“

„Ja?“ er horchte auf, aber er schüttelte den Kopf — „und was wird aus den Kindern und der Wirtschaft?“

„Die mache ich nebenher.“

„Und arbeitest doch zuschanden, nein, hör auf.“

„Ich arbeite mich nicht zuschanden“ — und nun lag schon etwas wie Zuversicht in ihrer Stimme. „Ich steh' morgens früher auf und geh' später schlafen, so machens ja alle, und das Essen kommt in die Kochkiste — und die Kinder in den Hort — und Sonntags mache ich, was liegen blieb in der Woche, und kann auch noch für die Kinder schneiden —“

„Und in einem Jahr liegst du da, nicht wahr?“

„Ich werd' schon nicht daliegen, und wenn es doch sein muß —“ ihre Stimme wurde wieder leiser und zaghaft: „So geht es doch nun einmal nicht weiter, du sagst es selbst.“

„Nein — so — geht es nicht weiter.“ Er wiederholte es mit einem stumpfen Blick ins Leere: „Und das ist nun das Ende vom Lied — meine Frau geht arbeiten —! Ich kann nicht mehr allein für sie sorgen — dazu ist man fünfzehn Jahre verheiratet —“

In seiner Stimme zitterte es wie vor verhaltenem Weinen! . . .

### Schulhaus - Inschriften

Auf manchen Wanderungen kreuz und quer durch deutsche Lande sind mir drei solcher Inschriften merkwürdig erschienen: An der alten evangelischen Kirche in Krefeld ist nahe dem Haupteingange eine Steinplatte eingemauert, welche die Jahreszahl 1757 und folgende Inschrift trägt: „Gebauet, wie Ihr wollt, ein wildes Krähenfeld, führt schöne Häuser auf, erweitert Mauern und Tore; ja, legt Patriquen an und häufet Geld auf Geld — ist keine Schule da, so wird es wie zuvor!“ Die Tafel befand sich vorher über dem Tor des alten, abgebrochenen Schulhauses

Im Haus an der Römerstraße in Bregenz am Bodensee, das früher das Heim einer Schule war, hängt über der Tür die wundervollen Worte:

„O Kinderlachen, süßer Klang, du lieblichster von allen,

O Halle fort, a töne lang, mögst du nie ganz verhallen!

Denn wie ein Haus der Herrgott schämt, wo Kester hau'n die Schwalben,

So ruht, wo frohe Kinder sind, der Segen allenthalben!“

Leider sind solche Schulhausinschriften sehr selten zu finden — der „Geist der neuen Zeit“ hat kein Interesse dafür. B. Bellardi.

### Die Blumenfrau

Die elektrische Klingel schrillte sachtlich.

Ich ging selbst hin und öffnete die Tür . . . und sah Blumen vor mir, zwei große Körbe voll Blumen; es war wie eine hellionende Harmonie, wie ein hingeworfenes Redchen, wie ein Gruß aus vielen atmenden Gärten . . . Und dann erst sah ich die Frau.

Richtiger: ich übersah sie, wie man Geschäftsvermittler als vorhanden betrachtet, ohne ihnen nachzusehen. Ich sah bloß die Ware und ganz nebenher hörte ich eine stille, dünne Stimme, die etwas von schönen, frischen Blumen murmelte, eine Stimme, die so bescheiden hinter den siegesgewissen Farben der Blumen verschwand, daß sie mir schließlich gerade dadurch auffallen mußte.

Da erst sah ich die Frau wirklich, eine unscheinbare, ältere Person mit mageren Zügen und stumpfen Augen, wie eine Weihnäherin etwa . . . Verlegen stand sie hinter ihren Körben und sah mich an und sah ihre Blumen an. Um ihren Mund spielte eine Unsicherheit, die Spur jahrelanger Niederlagen im Kleinkrieg des Alltags, jene zitternde Frage ins Unbestimmte, von der man nicht weiß, ob sie mint oder lacht . . .

Ich kann es nicht leugnen, die Frau rührte mich, wie sie so dastand und ihre Körbe neben sich, statt selber anzupreisen. Und als spürte sie die werbende Kraft ihrer Blumen, bückte sie sich zu einem der Körbe und hob eine ganze gelbe Flut heraus, nun doppelt hilflos mit ihrem alten Gesicht, beinahe lächerlich in ihrer Rolle als ältliche Flora.

Vielleicht zuckte es um meinen Mund, vielleicht verrieten mich meine Augen . . . plötzlich flog ein Schatten über ihre Züge, der Arm sank schlaff zur Seite und wie ein goldener Regen fielen die Blumen in den Korb zurück. Nur ein einzelner Strauß fiel auf den Boden. Die Frau bückte sich danach und

hob ihn auf, um ihn zu den andern in den Korb zu packen. Dabei zitterte ihre Hand.

„Es sind die ersten Schlüsselblumen in diesem Jahr, Herr . . .“ murmelte sie, und schickte sich an, weiterzugehen.

Da forderte ich den Strauß, der hingefallen war, und dann noch andere hinzu. Das schreiende, leuchtende Gelb betörte mich. Ich sah bloß das Gold und griff zu und kaufte den ganzen Vorrat.

„Ich danke auch,“ sagte sie leise, als ich ihr Geld gab, „man hat es jetzt so schwer, niemand will kaufen . . .“

Behutsam packte sie ihren Korb zurecht, nicht noch einmal und ging. Ich ließ die gelbe Pracht in Vasen und Gläser verteilen, die ich in der Wohnung umherstellte, in Ecken, auf Möbel und Tische. Und eine ganze Woche lang schien mir eine unerklärliche Heiterkeit in den Zimmern zu wohnen.

Nach acht Tagen erschien meine Flora wieder auf der Bildfläche. Wiederum standen ihre Körbe vor der Tür und leuchteten; aber diesmal fehlte das Bittern um den Mund der Frau. Sie lächelte sogar vertraulich, als sei sie Mitwifferin eines Geheimnisses.

„Es ist wohl noch zu früh, die andern sind wohl noch nicht weck?“ fragte sie.

„Nein, es ist nicht zu früh,“ sagte ich. „Geben Sie her!“

Seitdem kam sie jede Woche. Und immer warben ihre Körbe. Immer standen die Büsche wie eine Schule geordnet darin, Stierna und Dolden und großblättrige, schreiende Bauernrosen . . . Und schließlich, als der Herbst kam, Dahlien und stammende Asters. Ja, besonders die Asters! Die waren wie ein Raufsch, wie ein Trepetenstoß, so grell und fordernd. Man mußte sie kaufen, so laut priesen sie sich an aus ihren Zeitungsbüden heraus.

Die Blumenfrau aber stand wieder so still hinter ihren Körben, daß ich aufmerksam wurde. Ich erkundigte mich, ob ihr etwas fehlte. Denn wir waren unterdessen hinter den Blumen des Sommers gute Freunde geworden.

„Ach,“ sagte sie, „mein doch nicht! Bloß das Treppensteigen wird mi schwer.“

„Sie sollten mal ausspannen,“ sagte ich.

Da lächelte sie wieder so eigentümlich, und der Weihnäherinnenzug beherrschte wieder ihr Gesicht, das immer noch so schmal war wie im Frühjahr.

„Ja, das sollte man wohl . . .“ sagte sie vieldeutig und packte ihre Körbe.

Ich ließ, wie immer, die Asters in die Vasen stellen. Aber ihr violettes und rotes und giftiges Pachen erschien mir wie ein Hohn. Immer wieder erinnerten sie mich an das dünne Gesicht der Blumenfrau; sie legten sich wie ein großer Rahmen um diese Vision der Armut, und ihre schreiende Ausgelassenheit kam mir lästerlich vor.

Ich wartete mit einer unerschütterlichen Unruhe auf den Mittwoch . . . Es klingelte auch zu seiner Zeit. Als ich die Tür öffnete, standen wiederum die beiden Körbe da. Aber nicht meine Blumenfrau stand dahinter, sondern . . . zwei lachende Augen in einem ovalen, von Springlöchern untrahnten Gesicht, ein frischer, roter Mund und eine helle Stimme:

„Schöne Blumen, Herr! Wundervolle Asters, die letzten in diesem Jahr . . .!“

Gleichzeitig wurde mir ein Busch, großer, flammender Stierna entgegengehalten. Gewiß, wie das Mädel dastand, das war Jugend, das war Flora in Person, hübsch, beweglich, mit blühenden Augen und wohlklingender Stimme . . . etwas ganz anderes, als meine verhärmte, dünne Weihnäherin. Das war Blumenreflexe besten Stils. Das lebte und lachte und packte zu einander. Aber trotzdem . . .

„Nein,“ sagte ich kurz abweisend. „Ich kaufe meine Blumen, von einer andern Händlerin, die auch Mittwochs kommt. Ich muß danken.“

„Da werden Sie diesmal umsonst warten, mein Herr. Die Frau ist im Krankenhaus und wird keine Blumen mehr verkaufen. Ich habe Ihre Tour übernommen.“

Und wieder hielt sich mir die Asters hin, mit lachenden Augen und werbendem Mund . . .

Aber ich kaufte die Blumen nicht. Ich konnte einfach nicht. Es mag lächerlich sein, doch es war mir wie ein Verrat erschienen, wie eine Preisgabe der stillduldbenden, immer unterliegenden Armut an das laue, lachend, ewig siegreiche Leben. C. C.